

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-30613-8

# Fischer

Weiterführende Informationen finden Sie unter  
[www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)



*Janet LaPierre*, geboren in Iowa, aufgewachsen in Arizona, USA. Studierte Literaturwissenschaft an der Universität von Tucson, Arizona, und unterrichtete mehrere Jahre lang Englisch an einer High-School. Sie ist verheiratet, Mutter zweier Töchter und lebt heute als Schriftstellerin in Berkeley, Kalifornien. Alle ihre Kriminalromane spielen in Port Silva, einer fiktiven Hafenstadt in Nordkalifornien, oder nehmen dort ihren Ausgang: ›Unquiet Grave‹ (1987; ›Eiskalte Lippen‹, Fischer Taschenbuch 11371; in Vorbereitung), ›Childrens' Games‹ (1989; ›Kinderspiele‹, Fischer Taschenbuch 11373; in Vorbereitung), ›Grandmother's House‹ (1991; deutsche Übersetzung in Vorbereitung).

*Grausame Mutter*: Die zweiundvierzigjährige Lehrerin Meg Haloran und ihr Lebensgefährte Vince Gutierrez freuen sich auf den sehnsüchtig erwarteten Urlaub. Und das, obwohl auch Cassandra mit von der Partie ist, Gutierrez' rebellische sechzehnjährige Nichte. Doch dann bereitet ein Autounfall auf dem Highway in Idaho dem geplanten Urlaubsvergnügen ein jähes Ende. Gutierrez fliegt mit gebrochenem Schlüsselbein zurück nach Hause. Meg und Cass wollen die mehrtägige Strecke mit dem Wagen zurücklegen. Aber noch bevor die beiden Frauen sich auf den Weg machen können, werden sie gekidnappt und in einer abgelegenen Hütte gefangen gehalten – von einem Halbwüchsigen und einem psychisch lädierten Vietnamveteranen. Meg hegt den Verdacht, daß Cassandras Freund dahintersteckt. Mißtrauisch beobachtet sie das Mädchen, das sich erstaunlich gelassen mit der bedrohlichen Situation zu arrangieren scheint...

Unterdessen ist Maureen Tannenbaum, eine von der Polizei gesuchte Friedensaktivistin, mit Kleinkind und Anwalt unterwegs nach San Francisco, wo ihr Mann im Sterben liegt und darauf wartet, einen letzten Blick auf seine kleine Tochter zu werfen...

Wie sich die Schicksale dieser beiden Personengruppen auf dramatische Weise kreuzen, davon erzählt Janet LaPierre in ihrem spannenden, atmosphärisch dichten Psychothriller.

# *Janet LaPierre* **Grausame Mutter**

Kriminalroman

Aus dem Amerikanischen von  
Cornelia Krutz-Arnold

Fischer Taschenbuch Verlag

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,  
Frankfurt am Main, November 1992

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

›The Cruel Mother‹ im Verlag Virago Press Limited, London

Copyright © 1990 by Janet LaPierre

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1992

Umschlaggestaltung: Manfred Walch, Frankfurt am Main

Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-596-11032-7

Für Teresa Chris, die als Agentin  
eine wahre Tigerin ist;  
und für Avis Worthington mit den Falkenaugen.

Mein besonderer Dank gilt Dr. Louise Miller aus Berkeley,  
die mir ihre Zeit und Informationen sehr großzügig  
zur Verfügung gestellt hat. Etwaige Fehler sind ganz allein  
meine Schuld.

Der Schlaf wich von ihm, zwang ihm ein Bewußtsein auf, das er gar nicht wollte. Der Sterbende hob die schweren Augenlider, stöhnte leise und ließ sie wieder zufallen. Der Tod, da war er, das Gerippe eines alten Mannes im weißen Nachthemd.

Zentimeter für Zentimeter schob er seinen ausgezehrten Körper an den schützenden Kissen nach oben. Verhandeln; darin war er immer gut gewesen. Hör mal, ich bin hier noch nicht ganz fertig. Vielleicht können wir zu einer Einigung kommen. Wieder öffnete er die Augen, sah geradeaus vor sich hin und gab einen heiseren, kleinen Laut von sich. Es wäre ein leises Lachen gewesen, wäre sein Hals nicht so ausgedörrt. Sei gegrüßt, Mr. Tod.

Draußen war es noch stockfinster, und die abgeschirmte Lampe neben seinem Bett hatte eine Birne mit wenig Watt. Die riesige, viereckige Scheibe vor ihm schimmerte tiefschwarz. Er nickte und hob die Hand leicht an. Auch der knotige Totenschädel im Fenster mit seinen wenigen, drahtigen weißen Haarbüscheln nickte; dazu bewegte sich sein knochiger Finger hin und her... Ablehnend? Mahnend?

Langsam, vorsichtig drehte er sich zur Seite und suchte das Wasserglas auf dem Nachttisch. Paß auf, daß du nicht an die Klingel kommst, sonst hast du die Schwester mit einer Spritze Demerol da. Nichts funktioniert mehr außer dem Denken; sich das zu bewahren, lohnt die Schmerzen. Jedenfalls eine Zeitlang.

Leise Schritte erklangen hinter ihm. »Pfui, schämen Sie sich, Michael, Sie sollen doch nicht wach liegen. Warten Sie, ich hole Ihnen...«

»Nein.« Sein Krächzen ließ sie verstummen. Sie kam ums Bett herum und sah ihm ins Gesicht, legte prüfend die Finger an sein Handgelenk.



Er machte eine Geste zum Glas hin. Sie nahm es und hielt den gebogenen Strohhalm an seinen Mund. Eifrig saugte er daran, lehnte sich zurück und ließ die Lider zufallen. »Schlafen«, sagte er mit seiner schwachen Altmännerstimme. »Licht aus.«

Sie gehorchte und patschte auf gummibesohlenen Schwesternschuhen davon. Er machte die Augen auf und stellte erfreut fest, daß im Fenster nur noch die schwache Andeutung eines Spiegelbilds zu sehen war. Wieder etwas, das er von sich noch gar nicht gewußt hatte: Er war eitel. Die spärlichen Haare, die fleischlosen Augenhöhlen, die Haut, die wie zerknittertes, graues Leinen aussah – all das machte ihm zu schaffen.

Vielleicht zeichnete sich da draußen ein erster Lichtschimmer ab. Noch eine Morgendämmerung. Er fragte sich, ob es wohl kalt war, ob die alten Achtundsechziger und Friedenskämpfer, die auf der anderen Straßenseite ihr Lager aufgeschlagen hatten, fröstelnd ihre Feuerstellen schürten. Seine Mutter war wütend darüber, daß sie die Frechheit besaßen, bis direkt an die Pforten dieses ummauerten Zufluchtsorts vorzürücken. Aber es waren seine Freunde, sein Volk. Schließlich war er einer ihrer Anführer gewesen, nicht wahr?

Loslassen. *Let it go*. Dieser Satz ging ihm zu einer bestimmten Melodie im Kopf herum. Irgendein Schlager, ein Hit, an den er sich nicht mehr erinnern konnte. Eine Laune der Natur hatte ihm seinen hochgewachsenen, schlanken Körper verliehen, sein asketisches Gesicht, seine wohlklingende Stimme. Hätte er wie sein Vater dem Klischee des dicken, energischen kleinen Juden entsprochen, wäre niemand auf den Gedanken gekommen, ihn zum Helden hochzustilisieren.

Der Husten überrumpelte ihn. Angespannt wartete er auf den nächsten Anfall, den Ausbruch der Infektion, der ihm den Gnadestoß versetzen würde. Eine hübsche Ironie des Schicksals: der Pazifist, dessen Körper zum Kriegsgebiet wurde. Die bösen Eindringlinge wurden mit Chemikalien bombardiert, bis sich zeigte, daß die gesunden Zellen für eine lohnende Schlacht nicht mehr ausreichten. Dann wurde das Feld geräumt. Frieden.

Es kam kein Husten mehr. Er entspannte sich, döste ein, wachte auf und sah helle Streifen in dem Grau hinter seinem Fenster. Er glaubte das Meer zu hören, das gegen die Felsen schlug, die Kiesel am Strand überspülte und sich mit lautem Getöse zurückzog. Wenn es am Nachmittag warm wurde, würde er darauf bestehen, daß die Seitenfenster geöffnet wurden.

Also kein Held. Aber er hatte eine Frau geliebt, nicht wahr? Oder sich von ihr lieben lassen, fasziniert von ihrer Leidenschaft für Gerechtigkeit und für ihn. Wieder veränderte er seine Lage, rutschte ein Stück hinunter, um den Schmerz in seiner armen, knöchigen Sitzfläche zu mildern. Sein Blick fiel auf seine dünnen Oberarme mit den blauen Flecken, die nach jeder noch so leichten Berührung auftraten und manchmal auch einfach so. Er zog die Ärmel seines Nachthemds darüber, um seine Häßlichkeit zu verhüllen. Stark wie eine Stute war sie gewesen, Maureen, vor der Zeit ergraut, aber mit prallem, willigem Fleisch über biegsamen Muskeln. Sie würde hundert Jahre alt werden, zur Hölle mit ihr.

Loslassen. *Let it go*. Ein Lied von den Beatles; mit einemmal fiel es ihm wieder ein: ›*Let It Be*‹. Er erinnerte sich nur an diesen einen Satz, der mehrmals wiederholt wurde. Ein Fan der Beatles war er nie gewesen; er hatte lieber klassische Musik gehört.

Und er hatte einen Menschen umgebracht. Wirklich? Er starrte in den heraufdämmernden Morgen, zum Himmel empor, wo gezackte Nebelfetzen mit dem Herannahen der Sonne eine zartrosa Farbe annahmen. Etwas später würde er sich das Bett höher stellen lassen, damit er die Brandung sehen konnte, wie sie sich schaumig über die schwarzen Felsen ergoß, die wie Wachposten links und rechts seiner kleinen Bucht standen und die unendliche Weite des Ozeans dahinter umrahmten. In letzter Zeit bereiteten ihm Landschaften ohne Menschen am meisten Freude. Die Wüste oder das Meer oder hohe, kalte Gebirge. Er hatte einem Menschen das Leben verkürzt, und jetzt wußte er, wie unzulänglich und armselig seine Reue gewesen war.

Er hatte ein Kind gezeugt. Das hatte er unbestreitbar getan.

Hatte sein pralle, sinnliche Frau gevögelt und zugesehen, wie der große Klumpen in Maureens widerstrebendem Leib heranwuchs, hatte das zappelnde, glitschige Froschkind zwischen ihren blutbeschmierten Schenkeln aufgefangen. Mit diesen Händen hatte er es gehalten; mit nach oben gewandten Handflächen legte er sie aufs Laken. Was war das für ein Gefühl?

Loslassen. Draußen vor dem Fenster wurde der Himmel blau und rosa und golden. Als er sich aufsetzte, um besser sehen zu können, spürte er ein Schluchzen, das ihm in der Brust saß und schmerzte: So schön war das. Tränen flossen ihm über die Wangen. Der Schmerz flammte auf, flaute etwas ab und ließ sich zum Bleiben nieder. Er ächzte; ein Schmerz bis in den Knochen hinein, sein Brustbein. Schlimmer als gestern.

Er mußte am Leben bleiben; er wartete darauf, sein Kind zu sehen. Nein, widersprach die Wahrheit, dieser brutale Kobold, der ihn sein Leben lang verfolgt hatte. Nein, du wartest darauf, dich selbst zu sehen.

(Und Maureen, fügte der Kobold im Flüsterton hinzu. Maureen, denn sie kann dir helfen, wenn es zuletzt allzu schwer wird. Kein anderer würde das tun, aber Maureen schon.)

## 2

Über dem nördlichen Zipfel von Idaho, rund hundert Meilen südlich der kanadischen Grenze, war der Himmel hoch und klar, und ergoß heißen Sonnenschein über Wiesen mit niederem Gestrüpp und dünnen, hoch aufgeschossenen Kiefern. Nordwestlich von Cœur d'Alene holperte eine tabakbraune Mercedes-Limousine über einen von tiefen Furchen durchzogenen Schotterweg. Bei kleinen Schlaglöchern zuckte der Fahrer zusammen, bei großen fluchte er. Vor einigen Jahren hatte ein eifriger Bauunternehmer dieses überwucherte Stück Land gekauft und es, in zehn Acres große »Landsitze« unterteilt, wieder verkauft mit dem Versprechen, daß die neue Bepflan-

zung im Handumdrehen grün und üppig emporschießen würde und das Gebiet seine Abgeschiedenheit behielte. Letzteres hatte sich als wahr erwiesen. Die wenigen, weit auseinanderliegenden Häuser waren ebenso vernachlässigt wie die Straße. An einigen Häusern hingen verwitterte Schilder mit der kaum noch zu entziffernden Aufschrift *Zu verkaufen*.

Der Wagen verlangsamte sein Tempo an einer Kurve und wurde noch langsamer, als der Fahrer durch die Windschutzscheibe nach rechts sah, wo ein Maschendrahtzaun einem alten, zweistöckigen Bauernhaus und seinen Nebengebäuden einen seltsam modernen Schutz bot. Vier Jahre zuvor, als ein gesunder Michael Tannenbaum in dieser Szenerie den Hippie-Zimmermann spielte, hatte der Besitz einen schmucken, kraftstrotzenden Eindruck gemacht. Jetzt blätterte am Wohnhaus die weiße Farbe ab, die Fensterläden hingen schief in den Angeln, und durch die Wände der alten Scheune schimmerte das Tageslicht. Ben Taylor schloß daraus, daß Maureen allein nur schwer zurechtkam.

Der Mercedes kroch noch weitere zwanzig Meter vorwärts, glitt behutsam auf eine kiesbestreute Zufahrt, die über den Straßengraben führte, und hielt an einem breiten Tor mit einem sehr soliden Vorhängeschloß. Links neben diesem Tor war noch ein kleineres, das zwar geschlossen, aber nicht erkennbar abgesperrt war. Taylor zog die Handbremse an, stellte den Motor ab, machte die Tür weit auf und stieg aus, ein großer, schmaler Mann mit grauer Flanellhose und einem weißen Hemd mit schlichter, dunkler Krawatte. Er rückte sich den Gürtel zurecht, betrachtete prüfend seine Manschetten und langte dann in den Wagen, um ein graues Tweedjackett vom hölzernen Kleiderbügel zu nehmen.

An dem kleineren Tor hing ein handgemaltes Schild, auf dem schwarz auf weiß stand: *Frauenhaus*. Eine Glocke bimmelte, als er das Tor öffnete. Kaum war das Geräusch verklungen, tauchte hinter dem Haus auch schon ein Mann auf. Er war mittelgroß und grobknochig, trug braune Arbeitskleidung und eine Tischlerschürze. Neben ihm trottete ein gescheckter

Hund, ein muskulöses Tier mit schielendem Grinsen und heraushängender rosa Zunge.

»Wollen Sie was, Mister?«

»Nur einen Besuch machen. Ich bin ein Freund von...« Weiter kam er nicht. Maureen nannte sich jetzt Elizabeth, aber welchen Nachnamen hatten sie und Michael sich ausgesucht? »... von Elizabeth«, sagte er unbeholfen.

Hellblaue Augen musterten den Besucher von den Schuhen bis zu den Haarspitzen. Erst dann nickte der Mann. »Miz Brody ist im Haus. Gehen Sie ruhig rein.«

Eine kleine, von Mauern umschlossene Veranda führte direkt in einen Raum, der früher einmal ein Wohnzimmer gewesen war. Der Holzboden war zerkratzt, die Wände mit Fingerabdrücken beschmiert. Das Mobiliar mochte gut und gern von einem halben Dutzend verschiedener Speicher stammen, ein Durcheinander aus abgeschabten Polsterstühlen und Sofas, niedrigen Kindertischchen und Holzstühlen. Auf einem Sofa schlief ein Baby, in einer Ecke umringten Kinder eine kleine Frau mit Gitarre. An der hinteren Wand stand ein Schreibtisch, an dem zwei Frauen saßen, die eine groß, mit geradem Rücken und breiten Schultern, die andere zusammengekauert, das Gesicht hinter den Armen verborgen.

»Elizabeth?« Seine Stimme hallte laut durch den Raum, von keinem Teppich gedämpft. Außer dem schlafenden Säugling wandten alle das Gesicht zu ihm hin. Die große Frau stand auf; die andere Frau am Schreibtisch legte den Kopf zurück, betrachtete den Eindringling aus blaugeschlagenen Augen, die zu schmalen Spalten verengt waren, und packte die andere Frau am Rock.

»Ist schon gut, Annie, es wird nicht lange dauern. Geh in die Küche, und laß dir einen Tee kochen.«

Die Frau, eigentlich noch ein Mädchen, stand auf und huschte davon. Als die Tür hinter ihr ins Schloß gefallen war, drehte sich Elizabeth Brody um und durchquerte den Raum mit großen, festen Schritten. Das dichte, silberweiße Haar war im Nacken lose zu einem Knoten geschlungen und bildete

einen unpassenden Rahmen für das glatte Gesicht mit der breiten Stirn und der klargeschnittenen, straffen Kinnpartie. Es bedurfte eines zweiten und sogar eines dritten Blicks, um die aufgeraute, dunklere Haut rings um die strahlend blauen Augen zu bemerken und die Falten, die sich wie Klammern um den vollen Mund zogen. »Ben«, sagte sie mit einem Nicken, aber ohne besondere Herzlichkeit, »das ist aber eine Überraschung.«

Bens Gesicht hatte die Form eines langgestreckten Eis. Das schütter werdende Haar und das spitze Kinn betonten diese Form noch. Jetzt zog er die rötlichen Augenbrauen hoch und schüttelte den Kopf. »Ich war kaum vierzig, als ich mich im Handumdrehen in einen kahlköpfigen alten Knaben verwandelte. Aber du – du bist einfach eine schöne Frau, die beschlossen hat, sich weiße Haare zuzulegen und von vorn zu beginnen.«

»Danke, das ist sehr nett von dir. Aber in Wirklichkeit bin ich dreiundvierzig«, erinnerte sie ihn, »und du bist fünfundvierzig.«

Er zuckte zusammen. »Herzlichen Dank. Hör mal, könntest du mir den Schlüssel für euer Tor geben? Ich möchte meinen Wagen nicht auf der Straße stehen lassen.«

Sie holte einen großen Schlüsselbund aus einer Schreibtischschublade, suchte einen Schlüssel heraus und hielt ihn Ben hin. »Du kannst hinter dem Haus parken. Ich mach uns inzwischen einen Tee.«

»Laß nur, ich habe etwas Besseres dabei.«

»Hier im Frauenhaus gestatten wir keinen...« Noch ehe sie zu Ende sprechen konnte, war er fort. Mit zusammengekniffenen Lippen wartete sie in der offenen Tür.

»Wir gestatten keinen Alkohol«, teilte sie ihm mit, als er zurückkam. »Ben, ist das nicht dasselbe Auto, das du schon vor vier Jahren hattest?«

»Dieser Mercedes, meine Dame, ist ein Klassiker. Ein solches Gefährt tauscht man gegen kein anderes ein. Und wenn *Glenfiddich* bei dir als Alkohol zählt, dann ist das deine Sache.

Für mich glättet er die Kanten einer rauhen Welt. Eine Wundermedizin.«

Einen langen Augenblick musterte sie ihn schweigend, dann zuckte sie mit den Schultern. »Komm mit in mein Arbeitszimmer, dort sind wir ungestört.«

Das Zimmer war klein und staubig. Es enthielt einen vollbeladenen Eichentisch, zwei hohe, graue Aktenschränke und eine Wand voller Bücherregale mit medizinischen Werken und Broschüren. Elizabeth setzte sich auf einen hölzernen Küchenstuhl; ihr Rücken war genauso kerzengerade wie die Lehne. Unterdessen räumte Ben auf dem Tisch einen Platz für sein Lederköfferchen frei, das zwei Flaschen und zwei kleine Gläser enthielt.

»Zum Wohl«, murmelte er kurz darauf, als er ihr ein Glas mit bernsteinfarbener Flüssigkeit reichte. Er stellte sich ans offene Fenster und verzog den Mund zu einem Grinsen, das aufgesetzt wirkte.

»Zum Wohl. Und jetzt sag mir bitte, was dich hierherführt.«

»Hm.« Er nahm einen Schluck und nickte und trank noch einen Schluck. »Also, ich war in Denver. Hab mich mal umgesehen, ob ich mich dort niederlassen oder in eine bestehende Anwaltskanzlei einsteigen kann. L. A. kann ein ziemlich deprimierender Wohnort sein, wenn man kein Multimillionär ist.«

»Ich verstehe.« Sie hielt das Glas im Schoß und richtete unverwandt den Blick auf sein Gesicht, ohne dabei zu blinzeln.

»Und Sweet läßt nichts mehr von sich hören. Er hat immer alle zwei, drei Wochen mal angerufen, aber jetzt habe ich seit zwei Monaten keine Nachricht mehr von ihm. Da hab ich mir gedacht, ich fahr' mal hin und besuche ihn.«

»Ja, das solltest du unbedingt machen«, sagte sie. »Ich sehe ihn nicht oft. In seinen Augen bin ich auch nur eine dieser lästigen Amtspersonen, die herumschnüffeln wollen. Aber ich glaube, seine Medikamente müssen neu dosiert werden, und ich weiß, daß er schon viel zu lange nicht mehr beim Arzt ge-

wesen ist. Dir zuliebe wird er hingehen.« Sie nahm einen Schluck des schottischen Whiskys und lächelte kurz. »Gut. Und was gibt's sonst noch?«

»Okay.« Er stellte sein leeres Glas ab und zog ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche seines Jacketts. »Ich habe Michael gesehen. Erst letzte Woche.«

»Geht es ihm... schlecht?«

»Er liegt im Sterben.«

Elizabeth schloß die Augen und bewegte den Kopf auf und ab, in einer einzigen, ruckartigen Bewegung, die Zustimmung ausdrückte. »Ich habe eine Zeitung aus San Francisco zu Gesicht bekommen. Darin war ein zwanzig Jahre altes Foto abgebildet, auf dem er noch diesen wilden Blick hat, und dazu so ein trauriges, trauriges Foto aus jüngster Zeit. Eins ist jedenfalls sicher«, fügte sie bitter hinzu, »hier in der Gegend wird man weder die eine noch die andere Version von Michael Tannenbaum mit dem Mann in Verbindung bringen, den die Leute als Michael Brody kennen.«

»Nein, das halte ich für unwahrscheinlich.«

»In dem Artikel stand, daß er sich für schuldig erklärt hat an dem Tod des Polizisten, die Haftstrafe aber ausgesetzt wurde, weil er an akuter Leukämie leidet und in seiner Familie die beste Versorgung gewährleistet ist.« Tränen stiegen auf und wurden blinzeln zurückgedrängt. »Die Krankheit ist nicht zum Stillstand gekommen?«

»Ich habe nicht mit dem Arzt gesprochen, aber ich glaube nicht.«

Mit einem tiefen Seufzer hielt sie ihm ihr leeres Glas zum Nachschenken hin. »Ich habe nie mit Gewißheit sagen können, ob Michael abgedrückt hat oder ich.«

»Elizabeth, das bringt doch nichts, wenn du das Ganze immer wieder von neuem durchkaust.«

»Nein, für dich bringt das nichts«, fuhr sie ihn an. »Du warst ja nicht dabei. Wenn wir anderen auf die Demos gegangen sind, warst du immer gerade am Telefon oder auf dem Klo.«

»Na schön, ich bin ein Feigling, wenn es um körperliche